

Tutzinger Studien zur Politik



Volker Benkert [Hrsg.]

Feinde, Freunde, Fremde?

Deutsche Perspektiven auf die USA



Nomos



AKADEMIE FÜR
POLITISCHE BILDUNG
TUTZING

Tutzingener Studien zur Politik

herausgegeben von der
Akademie für Politische Bildung, Tutzing

Band 11

Volker Benkert [Hrsg.]

Feinde, Freunde, Fremde?

Deutsche Perspektiven auf die USA



Nomos



AKADEMIE FÜR
POLITISCHE BILDUNG
TUTZING

© Titelbild: US-Präsident John F. Kennedy und Bundeskanzler Konrad Adenauer auf dem Flughafen Köln/Bonn bei der Empfangszeremonie am 23. Juni 1963 (Quelle: Wikimedia Commons).

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the Internet at <http://dnb.d-nb.de>

ISBN 978-3-8487-3168-8 (Print)
978-3-8452-7536-9 (ePDF)

British Library Cataloguing-in-Publication Data

A catalogue record for this book is available from the British Library.

ISBN 978-3-8487-3168-8 (Print)
978-3-8452-7536-9 (ePDF)

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

Benkert, Volker

Feinde, Freunde, Fremde?

Deutsche Perspektiven auf die USA

Volker Benkert (ed.)

350 p.

Includes bibliographic references.

ISBN 978-3-8487-3168-8 (Print)
978-3-8452-7536-9 (ePDF)

1. Auflage 2018

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2018. Gedruckt in Deutschland. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

This work is subject to copyright. All rights reserved. No part of this publication may be reproduced or transmitted in any form or by any means, electronic or mechanical, including photocopying, recording, or any information storage or retrieval system, without prior permission in writing from the publishers. Under § 54 of the German Copyright Law where copies are made for other than private use a fee is payable to "Verwertungsgesellschaft Wort", Munich.

No responsibility for loss caused to any individual or organization acting on or refraining from action as a result of the material in this publication can be accepted by Nomos or the editors.

Inhaltsverzeichnis

VOLKER BENKERT
Einleitung 9

I. Leitlinien deutscher Amerikabilder

KONRAD H. JARAUSCH
Rivalen der Moderne. Amerika und Deutschland im 20. Jahrhundert 21

ROLF STEININGER
Von Kanzlern und Präsidenten. Deutsch-amerikanische Beziehungen
nach dem Zweiten Weltkrieg 39

II. Deutsche Perspektiven auf Native Americans

FRANK USBECK
»Die Indianer konnten die Einwanderung nicht stoppen«.
Nationalismus und Antiamerikanismus in deutschen Indianerbildern
vor 1945 und heute 67

ALEX ALVAREZ / STEFANIE KUNZE
Indianer, der Holocaust und die Frage des Völkermords in
Deutschland und den USA 83

III. Mittler zwischen USA und Bundesrepublik

AXEL FISCHER
Feindbild – Fremdinszenierung. Albert Speer in den Filmen des
US-Militärs zum Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess 107

MARITA KRAUSS
 Politik-, Kultur- und Wissenschaftstransfers zwischen den USA und
 Deutschland nach 1945. Perspektiven und Überlegungen 123

MAREN ROTH
 »What an unbelievable unreal adventure!« Melvin J. Lasky als
 Akteur im kriegszerstörten Deutschland 135

JAN LOGEMANN
 Der Atlantik – eine Einbahnstraße? Wechselseitige Transfers durch
 Emigranten und Rückkehrer um die Mitte des 20. Jahrhunderts 159

IV. Ostdeutsche Perspektiven auf die USA

KATHARINA GERUND
 Angela Davis, Black Power und das »andere Amerika« in beiden
 deutschen Staaten 183

DANIEL KOSTHORST
 Feindesland und Sehnsuchtsort. Das USA-Bild in der DDR 199

VOLKER BENKERT
 »Freedom und Freiheit passen halt nicht zusammen«. Amerikabilder
 junger Ostdeutscher vor und nach 1990 221

V. Entfremdung? Das deutsch-amerikanische Verhältnis heute

MORITZ FINK
 Amerikakritik – Made in USA. Die Repräsentation Amerikas durch
 die *Simpsons* 239

HEIDE REINHÄCKEL
 »Krieg umgab ihn wie Unsterblichkeit«. Amerikabilder in der
 deutschen Gegenwartsliteratur nach 9/11 261

FRANZ EDER
 Deutschlands Aufstieg zur Großmacht und die deutsch-
 amerikanischen Beziehungen seit 9/11 275

CRISTER S. GARRETT

The German TTIP-Initiative and German-American Relations.

What Can Still Be Saved? 295

MORITZ FINK

Des Präsidenten neue Kleider. Populismus, Propaganda, Protest und

das Phänomen Donald J. Trump im digitalen Informationszeitalter 323

VOLKER BENKERT

Epilogue: Nation and Class – Who Would Have Thought?

Transatlantic Alienation in the Face of New Nationalism and

Increased Class Divides 341

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 349

Einleitung

Brücke oder Graben? Der Atlantik bietet vielfältige Metaphern zur Beschreibung deutscher Perspektiven auf die USA nach 1945. Gleichgültig waren den Nachkriegsdeutschen die Beziehungen zu Amerika jedenfalls nie. Die USA dienten als Aufhänger verschiedener Feindbilder, sie galten als Inbegriff des wohlwollenden Hegemons und sie wurden als kulturelle Fremdlinge bewundert wie verschmäht. Doch überspannten immer auch politische, wirtschaftliche und kulturelle Brücken den transatlantischen Graben und eine Vielzahl von Mittlern machte aus Feinden schon bald Freunde. Heute mehren sich allerdings die Anzeichen der Entfremdung. Nach TTIP- und NSA-Diskussionen ist durch die Wahl Donald Trumps zum 45. US-Präsidenten der Graben sicherlich nicht kleiner geworden. Deutsche Perspektiven auf die USA waren schon immer ambivalent – leidenschaftslos oder statisch waren sie dagegen nie.

Der vorliegende Band bringt Historiker, Amerikanisten sowie Politik- und Literaturwissenschaftler zusammen, um diese Ambivalenzen chronologisch zu betrachten. Dabei sieht sich der Band in der Tradition von transatlantischen Studien und transatlantischen Mittlern, die Kontinuitäten ebenso wie »discontinuities and the strange dialectic of cultural, economic and political engagement of these two societies« betrachtet haben.¹ Zwangsläufig folgt daraus, dass der Band sich verschiedener Disziplinen bedienen und dabei auch besonders die kulturellen Brücken und Gräben berücksichtigen muss.² Denn gerade auf diesem Feld zeigen sich die Transfers zwischen den USA und Deutschland – sowohl in die eine wie andere Richtung – besonders deutlich.

Die Brückenbauer und Vermittler überlagerten lange auch den von deutschen und europäischen Intellektuellen oft gehegten Verdacht, dass die USA »culturally different-inferior, or threatening« seien.³ Vom Vietnamkrieg⁴

1 Trommler 2001: XI.

2 Für einen ähnlichen Ansatz vgl. Pommerin 1995; siehe zudem Berg/Gassert 2004.

3 Judt 2005: 789.

4 Vgl. Kundani 2009: 29.

über die Auseinandersetzungen der Friedensbewegung in den 1980er-Jahre⁵ bis zu unilateralen Entscheidungen von George W. Bush und den jüngsten NSA-Überwachungsskandal⁶ schienen sich diese Mutmaßungen jedoch immer wieder zu bestätigen. Selbst viele Deutsche, die sich die Vereinigten Staaten als »liberalen Hegemon«⁷ wünschten, wurden von der Zurückhaltung unter Präsident Obama enttäuscht und können mit der »America First«-Rhetorik von Donald Trump noch weniger anfangen.

Die oft berechtigte Kritik an den USA hatte mitunter einen faden Beigeschmack, da man auf diese Weise auch bequem innerdeutsche Probleme auf den Einfluss der USA zurückführen konnte. Auch konnte man mühelos davon ablenken, dass Deutschland politisch und militärisch Verantwortung nicht übernehmen konnte oder wollte. Aufgrund seiner politischen und militärischen Zurückhaltung wurde die kulturelle Dimension, seit jeher ein wichtiges Mittel des eigenen Selbstverständnisses, für Deutschland auch zum Bestandteil seiner Außenpolitik.⁸ Es verwundert daher nicht, dass kulturelle Unterschiede auch in ein unterschiedliches Politikverständnis, etwa mit Blick auf »Soft Power« im Gegensatz zu militärischen Mitteln, mündeten.⁹

Die Unterschiede zeugen auch von wachsenden Divergenzen der »jeweiligen Versionen einer demokratischen Moderne« in den USA und Deutschland, die angesichts gemeinsamer Herausforderungen Besorgnis hervorrufen, wie *Konrad Jarausch* im Eröffnungsbeitrag schreibt. Ebenso sind unterschiedliche Auffassungen über die Bedeutung internationaler Kooperation (*Franz Eder*) und immer wieder verschiedene Konstellationen zwischen Kanzlern und Präsidenten (*Rolf Steininger*) Ausdruck solch kultureller Ambivalenzen. Wenn Amerika auf diesem Wege oft negativ kodiert wurde, so waren deutsche Perspektiven auf die USA insgesamt allerdings stets von großer Vielfalt geprägt.¹⁰ Der vorliegende Band, obwohl weitgehend interdisziplinär, legt daher einen Schwerpunkt auf die kulturelle Dimension, um diese Ambivalenzen zu beschreiben.

Die Geschichte deutscher Perspektiven auf die USA seit 1945 ist auch die Geschichte dreier Deutschlands – der Bundesrepublik, der DDR und des vereinten Deutschlands der Berliner Republik. Im Folgenden sollen daher nicht zuletzt auch spezifisch ostdeutsche Blickwinkel miteinbezogen werden. Diese zeigen sich gleichwohl nicht weniger ambivalent als jene im

5 Vgl. Schmitt 1990: 88.

6 Vgl. Trojanow/Zeh 2015: 273.

7 Rudolf 2006: 8.

8 Vgl. Trommler 2014. Zu amerikanischer Kulturdiplomatie siehe auch Gienow-Hecht 1999.

9 Vgl. Jarausch 2015: 756.

10 Vgl. Weichlein 2017: 23.

Westen. Vielmehr war Amerika für DDR-Bürger immer zugleich imperialistisches Feindesland wie Sehnsuchtsort eines westlichen Lebensstandards und freiheitlicher Kultur (*Daniel Kosthorst*).¹¹

In der Ambivalenz deutscher Perspektiven auf die USA schwingen neben dem Einfluss unterschiedlicher deutscher Systeme auch Veränderungen in den USA selbst mit und mitunter konzentriert sich der Blick auch auf sehr unterschiedliche Amerikas, nicht zuletzt in Gestalt seiner Minderheiten. Doch sind und waren auch diese Perspektiven, wie die Beispiele Angela Davis (*Katharina Gerund*) und Native Americans (*Frank Usbeck*) zeigen, oftmals sehr selektiv und selbstreferenziell. Mit Blick auf die zunehmende Entfremdung zwischen den USA und Deutschland in jüngerer Zeit zeigt die Analyse von politik- und kulturwissenschaftlichen Beiträgen, dass diese Tendenz immer wieder durch die politische Notwendigkeit der Zusammenarbeit mit den USA, aber auch mit der Gegenüberstellung verschiedener (positiver) Amerikabilder aufgefangen wurde und wird.

Selbst ein interdisziplinärer Band, der die Vielfalt deutscher Perspektiven auf ein nicht minder vielfältiges Amerika berücksichtigt, wird sich kaum auf Vollständigkeit berufen können. Die 1970er- und 1980er-Jahre etwa hätten noch größere Beachtung finden können, ebenso wie die Arenen diplomatischer und militärischer Zusammenarbeit auf bilateraler oder internationaler Ebene. Auch konnte die Konferenz im Frühjahr 2015, aus welcher dieser Band hervorgeht, weder die Wahl von Donald Trump im November 2016 noch die Krise der Europäischen Union nach der Brexit-Entscheidung im Juni 2016 oder die Schwierigkeiten der deutschen Regierungsbildung Ende 2017 vorhersehen. Dennoch versucht der Band, möglichst aktuelle Bezüge einfließen zu lassen. Als Herausgeber danke ich besonders *Moritz Fink*, der einen weiteren Beitrag zu Protestformen gegen Donald Trump kurzfristig liefern konnte. Dank gebührt auch *Crister Garrett*, der seinen Beitrag zu den TTIP-Verhandlungen noch einmal umfassend aktualisierte. Der Frage, ob Eliten auf beiden Seiten des Atlantiks angesichts des Erfolges von Donald Trump und der AfD nationale und Klassenidentitäten vernachlässigt haben, versuche ich in einem abschließenden Epilog nachzugehen. Bei aller Unvollständigkeit bemüht sich der vorliegende Band – mit den im Folgenden genauer dargestellten Artikeln – also sowohl um Breite als auch um Aktualität.

Mit »Rivalen der Moderne« ist der einführende Beitrag von *Konrad Jarusch* überschrieben, der die unterschiedlichen Wege der USA und Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert skizziert. Amerika bewunderte Deutschland als ein dynamisches, wenngleich autoritäres Land mit einem großen Kulturangebot.

11 Vgl. Balbier/Rösch 2006.

Andersherum schätzten nicht nur deutsche Auswanderer die große individuelle Freiheit in Amerika. Im Ersten Weltkrieg mündeten diese Gegensätze in die kriegerische Auseinandersetzung von zwei Systemen der Moderne, dem autoritären Deutschland und dem liberalen Amerika. Nach dem Zweiten Weltkrieg allerdings spielte sich der Kampf der »Moderne« an einer anderen Front ab: im geteilten Deutschland. Auf der westlichen Seite stand die soziale Marktwirtschaft mit einer amerikanisierten Populär- und Konsumkultur, auf der östlichen die sowjetische Modernisierung unter einer neuen Diktatur. Nach dem Sieg über Faschismus und Kommunismus reagierten die USA und Deutschland auf die zunehmenden Globalisierungstendenzen nach 1990 auf unterschiedliche Weise. Doch Konrad Jarausch, selber ein bedeutender Transatlantiker, wird nicht müde zu betonen, dass beide Länder auch heute voneinander lernen können. Deutschland zum Beispiel stehe für soziale Sicherheit, ein ausgeprägtes Umweltbewusstsein und gewaltfreie Lösungen in internationalen Konflikten, Amerika dagegen für ein dynamisches Wirtschaftssystem und globale Sicherheitsbemühungen.

Der Beitrag von *Rolf Steininger* hat in vergleichbarer Weise die großen Leitlinien deutscher Amerikabilder im Blick. Er wählt jedoch die Perspektive der hohen Politik im Verhältnis von Kanzlern und Präsidenten. Dass Deutschland sich nach 1945 überhaupt wieder als Alternative zu den USA anbieten konnte, verdankt es vor allem den USA und dem Bekenntnis Konrad Adenauers zum Westen. Gerade Adenauer spielte allerdings auch erfolgreich auf der Klaviatur persönlicher Beziehungen zu seinen amerikanischen Partnern. Ein weiteres Beispiel für die Bedeutung von Harmonie im Verhältnis der Staatschefs ist die von großer wechselseitiger Sympathie getragene Beziehung von Ronald Reagan und Helmut Kohl. Ganz im Gegensatz dazu war das Verhältnis von Willy Brandt und Richard Nixon von tiefem Misstrauen geprägt. Nixons Anweisung an Henry Kissinger lautete: »Absolut nichts tun, was Brandt hilft«.

Während sich die ersten beiden Artikel den großen Leitlinien der deutsch-amerikanischen Beziehungen widmen, betrachten die nächsten beiden Beiträge die Ambivalenz deutscher Amerikabilder anhand von Vorstellungen über »Native Americans« in den verschiedenen deutschen Systemen. *Frank Usbeck* beschreibt, wie deutsche Vorstellungen von Indianern immer wieder völkische Identitäten befeuerten, gerade weil man sich wie die Indianer von amerikanischem Imperialismus bedroht sah. Die im Kaiserreich geprägten romantischen Indianerbilder dienten als Vorbilder für die Nationalsozialisten. Diese sympathisierten mit den Ureinwohnern Nordamerikas als angeblich ethnisch homogener Gruppe, um gegen das moderne und pluralistische Amerika zu hetzen, das Indianer und Deutsche von einer »organischen

Gemeinschaft« in eine künstliche und vor allem pluralistische Gesellschaft zu verwandeln suchte. Die Bundesrepublik knüpfte nach 1945 wieder an romantische Indianerbilder an, ohne sich jedoch mit dem amerikanischen Erbe von Vertreibung und Mord an den Indianern auseinanderzusetzen. Heute bedient sich eine Neue Rechte wieder Bildern einer ethnischen Homogenität von Native Americans aus dem Repertoire der Nationalsozialisten. Frank Usbeck zeigt, wie perfide Internetpropaganda Massenmord an und Vertreibung von Native Americans als Folge von ungebremster Einwanderung von Europäern präsentiert, um so vor Einwanderern nach Deutschland zu warnen.

Im Zusammenhang mit Mord und Vertreibung von Native Americans fragen *Alex Alvarez* und *Stefanie Kunze* anschließend nach der Berechtigung des Begriffs »Völkermord«. Sie zeigen, dass der genozidale Impuls und die systematische Natur der Verbrechen in Nordamerika einen Vergleich mit dem Holocaust zwar nahelegen könnte, dass aber die fehlende Unterstützung der Zentralregierung in Washington und der Ostküsteneliten einen deutlichen Unterschied zum staatlich orchestrierten und von sämtlichen Eliten geförderten Massenmord im nationalsozialistischen Deutschland markieren. Washington habe sich trotz des genozidalen Klimas in den Territorien oftmals dem Völkermord entgegengestellt, nicht allerdings der systematischen Vertreibung von Native Americans. Eine einfache Rubrizierung mit dem Etikett »Völkermords« sei daher schwierig und eine Relativierung des Holocaust mittels eines solchen Vergleichs ohnehin nicht zulässig.¹² Die Verantwortung der USA, sich dem Verbrechen zu stellen, sei allerdings unabdingbar.

Das nächste Kapitel widmet sich der Vielzahl von transatlantischen Vermittlern, welche die Beziehungen zwischen den USA und Deutschland in den Nachkriegsjahren aufgebaut und aus Feinden Freunde gemacht haben. *Axel Fischer* zeigt, wie gleich nach dem Krieg in den Nürnberger Prozessen versucht wurde, bestimmte deutsche Narrative zu fördern und andere zu marginalisieren. Schon in den von den USA sorgsam inszenierten Filmen über die Nürnberger Prozesse wurde nicht nur die Mitschuld der Deutschen an den Kriegsverbrechen aufgezeigt, sondern auch Exkulpationsstrategien zugelassen. So verweist Alex Fischer auf die große Aufmerksamkeit, die die Dokumentationsfilme der US-Militärbehörde insbesondere Albert Speer und dem von ihm behaupteten Widerstand gegen Hitler in den letzten Kriegswochen einräumten.

Während die USA nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland noch als »gefährlich« wahrgenommen wurden und vielfach vor einer »Amerikanisierung« gewarnt wurde, waren die USA nach dem Zweiten Weltkrieg die

12 Vgl. dazu Rosenbaum 2009, darin insbesondere Katz 2009: 62.

klare Führungsmacht des Westens und wurden für die junge Generation zum Orientierungsanker. Im Mittelpunkt des intensiven Politik-, Kultur-, und Wissenschaftstransfers standen zu Anfang sehr oft Remigranten. *Marita Krauss* beschreibt zudem die wichtige Vermittlerrolle, die amerikanische Kulturoffiziere – mit oder ohne deutschen Hintergrund – in der Frühphase übernahmen. Sie prägten den Weg in die junge Demokratie der Deutschen ausgesprochen aktiv mit, meist weit über die Lizenzvergabe an unbelastete Kulturinstanzen (Verlage, Theater, Zeitungen) hinaus.

Maren Roth hebt im Zusammenhang mit frühen Transatlantikern Melvin J. Lasky als deutschlandfreundlichen Mittler, anti-stalinistischen und von der CIA finanzierten Publizisten hervor und wertet als Quelle insbesondere das Kriegstagebuch Laskys aus, das als *Deutsches Tagebuch 1945* bekannt wurde. Laskys Weg führte ihn von New York über Erfahrungen als Militärgeschichtler im Kriegs- und Nachkriegsdeutschland letztlich nach Berlin, wo er sich ab Ende 1946 als Kulturjournalist niederließ.

Für die 1950er-Jahre zeigt *Jan Logemann*, dass kulturelle Transfers keine »Einbahnstraße« waren. Emigranten und Remigranten sorgten für eine rasche Übertragung von Kultur auf beiden Seiten des Atlantik.¹³ Neben der »Amerikanisierung« Deutschlands gab es viele Impulse durch deutsche Migranten, die auch die USA stark veränderten.

Für die DDR war es weitaus schwieriger, transatlantische Mittler für sich zu gewinnen. Diese fand sie jedoch mit Vorliebe unter »African Americans«, um so den scheinbar gemeinsamen Kampf gegen amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus zu betonen. *Katharina Gerund* widmet sich der Rezeption von Angela Davis und der Black-Power-Bewegung in beiden deutschen Staaten. Das Beispiel der Bürgerrechtlerin zeigt, wie sehr Davis einerseits in Ost und West als Vertreterin eines besseren Amerikas zur »politischen Figur und zur kulturellen Heldin« stilisiert wurde, und wie unterschiedlich diese Projektion andererseits kodiert wurde, um die jeweils eigene Agenda zu bestätigen. Besonders die DDR-Führung sonnte sich im Glanz der charismatischen Bürgerrechtsaktivistin, um die Bundesrepublik in Zeiten der Radikalenerlasse und die USA mit Blick auf die Diskriminierung von Minderheiten zu diskreditieren.

Dass Amerika für DDR-Bürger trotz aller Propaganda des Regimes allerdings nicht nur ein verachteter Feind, sondern auch ein bewunderter

13 In einer vielbeachteten Rede am Deutschen Historischen Institut Washington am 21. Mai 2015 sprach Charles Maier sogar von »parallel evolution« in den USA und Deutschland nach 1945, »to overcome past injustices, to open up civic participation and citizenship to those excluded, whether by virtue of race or political conviction, and of belief that liberal democracy is the best framework for achieving that good society.« Maier 2015: 22.

Freiheitsort war, zeigt der Beitrag von *Daniel Kosthorst*. Trotz des von der SED gefürchteten »schlechten Einflusses auf die Jugend«, konnte sich die DDR nicht immer der Sehnsucht ihrer Bürger nach westlichen Lebensstilen entgegenstellen. Partiiell versuchte die SED eine Bindung zum Westen aufzubauen und typisch amerikanische Produkte durch Ost-Imitate zu ersetzen, blieb dabei aber meist recht erfolglos.

Daran anschließend versuche ich in meinem Beitrag zu zeigen, dass aufgrund der großen Breite von Sozialisationstypen in der späten DDR amerikanische Kulturrends zum einen sehr unterschiedlich und kreativ, zum anderen aber nur durch den Filter westdeutscher Medien aufgenommen wurden. So kam es zu einer kreativen »Selbstamerikanisierung« der DDR-Jugend, beispielsweise in der Rezeption von Rockmusik, Hip-Hop oder »Rollbrettfahren«.

Der letzte Abschnitt dieses Bandes widmet sich der Entfremdung zwischen den USA und Deutschland als einem Prozess, der schon in den 1980er-Jahren eingesetzt, sich aber sicherlich in den 2000er-Jahren nochmals beschleunigt hat. Dabei wurde diese Entfremdung immer auch vom Ringen der USA mit sich selbst begleitet. Der Beitrag von *Moritz Fink* thematisiert die höchst erfolgreiche Serie *Die Simpsons* als Teil einer global rezipierten Populärkultur. Seit fast 30 Jahren gilt die Serie als kulturkritische Stimme Amerikas. Doch stellt sich die Frage, inwieweit die gelben Charaktere als Repräsentanten Amerikas gelten können und welches Amerikabild sie tatsächlich verkörpern.

Der »traumatisierende Wendepunkt« des 11. September 2001 war nicht nur eine kulturelle Zäsur, sondern schlug sich in einem »Double Bind« der tatsächlich erlebten und projizierten Realität Amerikas in der deutschen Literatur nieder. *Heide Reinhäckel* beschreibt die Vielfalt in den literarischen Antworten deutscher Autoren auf die Terrorangriffe des 11. September 2001 in New York.

Aus einer politikwissenschaftlichen Perspektive geht *Franz Eder* der Frage nach, wie sich die beiden Staaten nach 9/11 so weit voneinander entfernen konnten. Die Zurückhaltung Deutschlands im Irakkrieg war einerseits wahltaktisch begründet, andererseits auch auf die Vergangenheit der Bundesrepublik im 20. Jahrhundert zurückzuführen. Deutschlands Politik sei prinzipiell von einem »Never again« mit Blick auf den Krieg und einem »Never alone« mit Blick auf unilaterales Vorgehen geprägt.

Der Artikel von *Crister Garrett* fragt angesichts der festgefahrenen Diskussion um das transatlantische Handelsabkommen TTIP, was noch zu retten sei bei den deutsch-amerikanischen Beziehungen. Er betont dabei einerseits die unglücklichen Bemühungen der Bundesregierung, TTIP als politisch unausweichliches Integrationsprojekt darzustellen. Andererseits verweist er auch auf die vielen Verkürzungen der Diskussion in Deutschland. Neben

TTIP belasteten unterschiedliche Haltungen zu China und nicht zuletzt der NSA-Abhörskandal das Verhältnis während der Verhandlungsphasen. Trotz des vorläufigen Scheiterns des TTIP-Abkommen vertrete Deutschland auch mit Blick auf Donald Trump seine Interessen durchaus mit Selbstbewusstsein.

Am Ende dieses Bandes kommt noch einmal *Moritz Fink* zu Wort und widmete sich dem medialen Diskurs rund um die Wahl Donald Trumps. Mit seinem Krieg gegen die Presse und seiner exzessiven Twitter-Praxis beherrscht der amerikanische Präsident seit geraumer Zeit die Schlagzeilen. Doch inwieweit greift Trumps Anhängerschaft dessen Selbststilisierung als Mann des Volkes auf? Und welche Anknüpfungspunkte bietet das Phänomen Trump für kreative Protestformen im Kontext einer vernetzten Mediengesellschaft für die Opposition?

In einem Epilog versuche ich abschließend, die Entfremdung zwischen Deutschland und den USA mit Blick auf den Aufstieg von Donald Trump und der AfD zu verbinden, der in beiden Fällen als Kritik an der liberalen und weltoffenen Wertegemeinschaft gelesen werden kann. Liberale Eliten in beiden Ländern werden Antworten auf gemeinsame Herausforderungen wie Migration und Globalisierung finden müssen, wenn sie sich gegen Ausländerfeindlichkeit und Protektionismus durchsetzen wollen. Dies würde auch die transatlantischen Beziehungen wieder stärken, was aus meiner Sicht als Deutscher und Amerikaner überaus wünschenswert wäre.

Zum Abschluss möchte ich noch einmal allen Referenten und Autoren für das Gelingen der Tagung und des Bandes, der in der Reihe »Tutzingener Studien zur Politik« erscheint, danken. Thomas Schölderle hat als Publikationsreferent und wissenschaftlicher Redakteur der Akademie wahre Wunder bei der Fertigstellung und Gestaltung des Bandes gewirkt. Auch ihm gebührt ein ganz herzlicher Dank. Ein letzter und besonderer Dank richtet sich an die Akademie für Politische Bildung und ihre Direktorin Ursula Münch, die mich für ein halbes Jahr als Gast aufgenommen und so diese Tagung in der wunderbaren Atmosphäre am Starnberger See sowie den vorliegenden Band überhaupt erst ermöglicht haben.

Literatur

Balbier, Uta / Rösch, Christiane (Hg.) (2006): *Umworbener Klassenfeind. Das Verhältnis der DDR zu den USA*, Berlin.

Berg, Manfred / Gassert, Philipp (Hg.) (2004): *Deutschland und die USA in der Internationalen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Festschrift für Detlev Junker*, Stuttgart.

- Gienow-Hecht, Jessica C. E.* (1999): *Transmission Impossible. American Journalism as Cultural Diplomacy in Postwar Germany, 1945–1955*, Baton Rouge.
- Jarusch, Konrad H.* (2015): *Out of Ashes. A New History of Europe in the Twentieth Century*, Princeton.
- Judt, Tony* (2005): *Postwar. A History of Europe since 1945*, New York.
- Katz, Steven T.* (2009): The Uniqueness of the Holocaust. The Historical Dimension, in: Alan S. Rosenbaum (Hg.), *Is the Holocaust Unique? Perspectives on Comparative Genocide*, 3. Aufl., Boulder, S. 55–74.
- Kundnani, Hans* (2009): *Utopia or Auschwitz. Germany's 1968 Generation and the Holocaust*, New York.
- Maier, Charles* (2015): History Lived and History Written. Germany and the United States, 1945/1955–2015, in: *Bulletin of the German Historical Institute* 57 (2/2015), S. 7–23.
- Pommerin, Reiner* (Hg.) (1995): *The American Impact on Postwar Germany*, New York.
- Rosenbaum, Alan S.* (Hg.) (2009): *Is the Holocaust Unique? Perspectives on Comparative Genocide*, 3. Aufl., Boulder.
- Rudolf, Peter* (2006): *Amerikapolitik: Konzeptionelle Überlegungen zum Umgang mit dem Hegemon (= SWP Studie 22/2006)*, Berlin.
- Schmitt, Rüdiger* (1990): *Die Friedensbewegung in der Bundesrepublik Deutschland. Ursachen und Bedingungen der Mobilisierung einer neuen sozialen Bewegung*, Opladen.
- Trojanow, Ilja / Zeh, Juli* (2015): Attack on Freedom. The Surveillance State, Security Obsession, and the Dismantling of Civil Rights, in: *German Studies Review* 38 (2/2015), S. 271–284.
- Trommler, Frank* (2001): Introduction, in: Frank Trommler / Elliott Shore (Hg.), *The German-American Encounter. Conflict and Cooperation between Two Cultures, 1800–2000*, New York, S. X–XXI.
- Trommler, Frank* (2014): *Kulturmacht ohne Kompass. Deutsche auswärtige Kulturbeziehungen im 20. Jahrhundert*, Köln 2014.
- Weichlein, Siegfried* (2017): Representation und Recoding: Interdisciplinary Perspectives on Cold War Culture, in: Konrad H. Jarusch / Christian F. Ostermann / Andreas Etges (Hg.), *The Cold War. Historiography, Memory and Representation*, Berlin/Boston, S. 19–66.

I. Leitlinien deutscher Amerikabilder

Rivalen der Moderne

Amerika und Deutschland im 20. Jahrhundert

1. Einleitung

Trotz aller Unterschiede, waren die »jungen Nationen« der Vereinigten Staaten und des deutschen Kaiserreichs am Anfang des 20. Jahrhunderts einander verblüffend ähnlich. Beide Staaten hatten sich erst durch Bürger- und Vereinigungskriege in den 1860er-Jahren (re-)konstituiert und waren daher Neulinge auf dem internationalen Parkett. Durch technische Erfindungen wuchs ihre Wirtschaft in den Jahrzehnten danach vergleichbar schnell, sodass sie begannen, Großbritannien als führende Industriemacht abzulösen. Auch ihre Bevölkerungen vergrößerten sich rapide und eine atemberaubende Urbanisierung brachte multiethnische Großstädte wie Chicago oder Berlin hervor. Jedoch trieb ihr globaler Handel sie in einen flottengestützten Imperialismus, der sie zu weltpolitischen Rivalen machte.¹ Kein Wunder, dass ihre Eliten voller Optimismus in die Zukunft blickten und sich als besonders dynamisch verstanden.

In den Vereinigten Staaten schuf diese Zuversicht die Rhetorik eines »Exceptionalism«, der die neue Welt für grundsätzlich anders und besser als das alte Europa hielt. Bereits Alexis de Tocqueville hatte die Amerikaner als puritanischer, praktischer und egalitärer als die Bürger ihrer Herkunftsländer beschrieben. Andere Beobachter betonten die größere religiöse Toleranz oder den stärkeren Individualismus der aus britischen Kolonien hervorgegangenen Gesellschaft. In ihrem Selbstverständnis spielten Wettbewerb und Markt eine zentrale Rolle, da der Mythos von »Self-Help« den Aufstieg eines arbeitswilligen Einzelnen in ein besseres Leben versprach. Aus der Revolutionserfahrung ging ebenso eine starke Betonung der politischen Freiheit und der Selbstverwaltung des Volkes hervor. Dieses Selbstbild wurde dann noch mit

1 Vgl. Mauch/Patel 2008: 11–26; siehe auch Trommler/McVeigh 1985.

quasi-religiöser Symbolik der Mission eines »auserwählten Volkes« oder der »City on the Hill« überhöht.²

Die Deutschen entwickelten ein vergleichbares Sonderbewusstsein, das die Überlegenheit ihrer tiefeschürfenden Kultur gegenüber der flachen westlichen Zivilisation behauptete. Das Land der »Dichter und Denker« hatte schon Madame de Stael fasziniert, weil es seine politische Ohnmacht durch kulturelle Kreativität kompensierte. Beim Kriegausbruch artikulierten die »Ideen von 1914« die Vorzüge deutscher Bildung, Verwaltung, Militärorganisation und sozialer Unterstützung, die von Thomas Mann als intellektuelle Rechtfertigung im Kampf gegen die Freiheitspropaganda der Entente ins Feld geführt wurden. In ähnlicher Weise stilisierte der Soziologe Werner Sombart den Weltkrieg als Auseinandersetzung zwischen englischen Händlern und deutschen Helden. Erst nach der zweiten Niederlage verkehrte sich dieser Anspruch eines positiven Sonderwegs in eine Kritik solch fataler Irrwege im Kaiserreich und Nationalsozialismus.³

Beide Selbststilisierungen waren rivalisierende Ausprägungen der ungeheuren Dynamik der Moderne, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Welt grundlegend veränderte. Ursprünglich wurde das Adjektiv *modern* von französischen Künstlern verwendet, um ihren Ausbruch aus dem Korsett der Tradition zu rechtfertigen. Um die Jahrhundertwende tauchte das Hauptwort »Modernität« immer häufiger als Zeitdiagnose auf, während Sozialwissenschaftler versuchten, Modernisierung als Prozess zu analysieren. Mit diesem Begriff beschrieben Zeitgenossen die rasante Veränderung ihrer urbanen Lebenswelt durch Eisenbahn, Wolkenkratzer, Telefon und Flugzeug, die Entfernungen überbrückte und Geschwindigkeiten beschleunigte. Als Bejahung dieses dynamischen Wandels signalisierte das Etikett »modern« einen optimistischen Fortschrittsglauben, ohne jedoch seine konkrete Ausgestaltung inhaltlich festzulegen.⁴

Innerhalb dieser gemeinsamen Hinwendung zum faszinierenden, aber unbestimmten Ziel der Moderne stellten die USA und das Kaiserreich konkurrierende Alternativen dar. Aufgrund ihrer Erfahrung als postkoloniale Kontinentalmacht entwickelten die Vereinigten Staaten eine liberale Konzeption der Modernisierung als einen durch kapitalistischen Wettbewerb und politische Demokratie bestimmten Prozess. Dagegen setzte das Kaiserreich auf eine eher autoritäre Version der Moderne, die durch staatliche Regulierung und Unterstützung sowie durch Bürokratie und Militär charakteri-

2 Vgl. Lipset 1996.

3 Vgl. Faulenbach 1980.

4 Vgl. Gumbrecht 1978: 93–131; siehe auch Osterhammel 2014.

siert wurde.⁵ In ihrem Wettbewerb beobachteten sich beide Gesellschaften gegenseitig, um Lösungen zu übernehmen oder zurückzuweisen. Diese Modernisierungskonkurrenz schuf eine ambivalente Beziehung, die zwischen Konflikt und Kooperation schwankte. Wie gingen beide Länder mit dem Potenzial der Moderne im Laufe des 20. Jahrhunderts um?

2. Alternative Visionen

Der amerikanische Glauben an die Unaufhaltbarkeit des Fortschritts war durch die Erfahrung eines positiven Wandels geprägt, der seine evidenten Schattenseiten überstrahlte. Aus der Revolte der Kolonien gegen das englische Mutterland entwickelte sich ein elementarer Freiheitsdrang, der eine demokratische Republik schuf. Die notwendige Selbstständigkeit anhand der »Open Frontier«, die erst 1890 geschlossen wurde, trug zu einem Individualismus bei, der kollektive Schranken ablehnte. Die Möglichkeit der Ausbeutung endlos erscheinender Ressourcen wie Holz oder Öl verstärkte den Glauben an Wettbewerb und Markt als Schlüssel zu Reichtum. Die Eroberung eines ganzen Kontinents im Zeichen der »Manifest Destiny« stärkte das Gefühl, ein Land »unbegrenzter Möglichkeiten« zu sein, das mit Gottes Hilfe weitere Erfolge feiern würde. Rassismus, Sklaverei oder Vernichtung der Ureinwohner fielen dagegen kaum ins Gewicht.⁶

Trotz erheblicher Gemeinsamkeiten, setzte das deutsche Vertrauen in die segensreiche Wirkung der Moderne etwas andere Akzente. Zwar spielten technische Erfindungen, wirtschaftliche Expansion, individuelle Mobilität oder Rechtssicherheit eine ähnliche Rolle. Aber aufgrund des preußischen Einflusses hatten Staat und Verwaltung einen höheren Stellenwert. Auch zeigte die deutsche Unternehmenskultur stärkere Tendenzen zum »organisierten Kapitalismus« von Kartellen und Monopolen als in den USA. Aufgrund der Mythologisierung der Freiheits- und Vereinigungskriege war ebenso das gesellschaftliche Ansehen des Militärs erheblich höher. Nach Bismarcks Reformen gab es im Kaiserreich auch mehr Ansätze zum Sozialstaat. Schließlich besaß Deutschland das führende Universitätssystem in der Welt. Es handelte sich daher nicht um eine »partielle Modernisierung« sondern um eine alternative Variante der Moderne.⁷

5 Vgl. Jarausch 2015.

6 Vgl. Tindall 2010.

7 Vgl. Wehler 1995.

Sogar amerikanische Beobachter fanden das Kaiserreich um die Jahrhundertwende ziemlich modern, und waren bereit in einigen Bereichen von den Deutschen zu lernen. In ihren Reiseberichten beschrieben prominente Intellektuelle wie der Schriftsteller Mark Twain Deutschland als ein dynamisches Land, das in einigen Bereichen die Spitze des Fortschritts definierte. So studierten im gesamten 19. Jahrhundert etwa 10 000 bis 12 000 US-Studenten an deutschen Hochschulen und nahmen die Idee der Forschungsuniversität mit Promotion, Seminar, Monografie und Fußnoten mit nach Hause. Auch waren sie von der öffentlich subventionierten Hochkultur der Konzerte, Opern, Theater und Museen begeistert. Ebenso bewunderten sie die Unbestechlichkeit und Kompetenz der öffentlichen Verwaltung. Besonders angetan waren die »Progressives« von den zahlreichen Sozialreformen, die die Städte lebenswerter machten.⁸

Trotz manch elitärer Vorbehalte waren einfache Deutsche von den Vereinigten Staaten fasziniert und wie Goethe davon überzeugt: »Amerika, du hast es besser / Als unser Kontinent, das alte«. Gebildete waren oft von der Unkultiviertheit, Formlosigkeit und dem Materialismus der Amerikaner abgestoßen, besonders wenn sie selbst in der neuen Welt keinen Erfolg hatten. Aber die Auswandererbriefe der etwa sechs Millionen Deutschen, deren Nachkommen fast ein Fünftel der Bevölkerung ausmachten, sprachen eine andere Sprache. In ihnen war Amerika ein Hort individueller Freiheit, in dem man sich ohne europäische Fesseln selbst verwirklichen konnte. Vor allem gab es endloses Land für Siedler und ökonomische Chancen für arbeitswillige Handwerker, wie Erfolgsgeschichten von Bierbauern (Anheuser-Busch) oder Autobauern (Chrysler) bewiesen. Für die Jugend verklärte dieses Wunschbild noch die Indianerromantik eines Karl May.⁹

In gewisser Weise war der Erste Weltkrieg eine Auseinandersetzung zwischen den liberalen und autoritären Varianten der Moderne, in der sich erstere schließlich doch durchsetzte. Anfangs schien es so, als ob der Autoritarismus der Deutschen besser für die Kriegsführung geeignet sei, weil er militärische Macht und wirtschaftliches Potenzial straffer organisieren konnte. Aber als 1917 die Amerikaner in den Konflikt hineingezogen wurden, erwies sich das liberale Lager des Westens auch nach dem Ausscheiden Russlands als stärker. Dabei war nicht nur die größere Bevölkerungszahl und wirtschaftlichen Ressourcen, sondern auch die effektivere Mobilisierung und überzeugendere Propaganda entscheidend. In Deutschland zerbrach der Burgfrieden, da die Dritte Oberste Heeresleitung zur Quasi-Diktatur mutierte, während

8 Vgl. Krause 2016; siehe auch Rodgers 1998.

9 Vgl. Gatzke 1980; siehe auch Penny 2013.

die Reichstagsmehrheit den Frieden wollte.¹⁰ Die Novemberrevolution war daher ein Beweis für die Überlegenheit moderner Demokratie.

3. Liberale Konvergenz

Der Sieg der Entente gab dem US-Präsidenten Woodrow Wilson die Chance, eine dauerhafte Friedensordnung im Sinne der liberalen Moderne aufzubauen. Er hatte zu den Vertretern der alten Diplomatie eine gewisse Distanz bewahrt, um seine neuen Ideen durchzusetzen. Erstes, in den 14 Punkten angekündigtes Prinzip, war die interne Demokratisierung der bestehenden oder neu zu gründenden Staaten. Sein zweites Ziel war die nationale Selbstbestimmung der vorher von Imperien unterdrückten Bevölkerungen, um dadurch ethnische Konflikte beizulegen. Und letzter Hauptpunkt war die Schaffung einer neuen Struktur der internationalen Beziehungen durch die Gründung eines Völkerbundes, die weitere Kriege verhindern sollte. Da diese Vorstellungen einen milderen Frieden als die Kriegsziele Englands oder Frankreichs erwarten ließen, waren die unterlegenen Deutschen bereit, Wilsons ausgestreckte Hand zu ergreifen.¹¹

Die glücklose Weimarer Republik war deshalb sozusagen ein Versuch, diese Konzepte einer liberalen Moderne auf deutschem Boden umzusetzen. Im Gegensatz zu dem kommunistischen Verlangen nach einem sowjetischen Rätssystem, war die Mehrheits-SPD zufrieden mit der Schaffung einer parlamentarischen Republik. Diese Neuordnung basierte auf einem doppelten Kompromiss mit den Arbeitgeberorganisationen und der Reichswehr, welche die Demokratie als legitimen Nachfolger des Kaiserreichs anerkennen sollten. Die von sozialen und bürgerlichen Demokraten gestaltete Verfassung war ein fortschrittliches Dokument mit Verhältnis- und Frauenwahlrecht, das vor allem in den sozialen Dimensionen sogar den USA voraus war. Aber die Republik war durch den verlorenen Krieg und den harten Versailler Frieden belastet, die den antidemokratischen Gegnern von rechts und links Gründe zur Ablehnung lieferten.¹²

In den turbulenten 1920er-Jahren avancierten die Vereinigten Staaten dadurch zu einem widersprüchlichen Vorbild, das unter dem Schlagwort der »Amerikanisierung« kontrovers diskutiert wurde. Während weder die Kommunisten noch die Konservativen den USA viel abgewinnen konn-

10 Vgl. Leonhard 2014.

11 Vgl. Schwabe 1985.

12 Vgl. Knapp et al. 1978: 62–106.

ten, orientierten sich die bürgerlichen Demokraten in ihrem Bemühen um populäre Unterstützung an diesem Beispiel. Vor allem fortschrittliche Bosse der Wirtschaft waren von dem technischen Erfindungsreichtum, der tayloristischen Rationalisierung und der fordistischen Massenproduktion am Fließband fasziniert, weil sie sich von ihrer Einführung höhere Renditen versprachen.¹³ In der Unterhaltungskultur begeisterten Hollywood-Filme und Jazzmusik das Publikum, vor allem wenn sie durch Stars wie Josephine Baker repräsentiert wurden. Diese unterschiedlichen Dynamiken machten Amerika als solches mit der Moderne synonym.

Dennoch war auch die »Weimarer Kultur« ein Höhepunkt der »klassischen Moderne«, die durch ihre Vertreibung weltweit stilbildend wurde. Ihre besondere Experimentierfreudigkeit und politische Radikalität trugen zu einer Explosion der Kreativität in verschiedenen Bereichen bei, die in dieser Intensität nicht mehr wiederholt wurde. Im Film waren es die Streifen der Ufa, die expressionistische Formen entwickelten und ein Massenpublikum ansprachen. In der Architektur war es das Bauhaus mit seiner Philosophie von »Form Follows Function«, das einen modernistischen Stil schuf, der in Wolkenkratzern und Einzelhäusern Technik mit Schönheit verband. In der Musik waren es die Dissonanzen von Arnold Schönberg und im Theater die Lehrstücke von Berthold Brecht, die die Zuhörer provozierten. Eine solche Liste ließe sich weit verlängern.¹⁴ Wegen ihres tragischen Endes wurde kultureller Modernismus zur Signatur der Weimarer Republik.

In der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre konvergierten die USA und Deutschland daher auf das Modell einer liberalen Moderne hin und arbeiteten konstruktiv zusammen. Beide Länder waren Demokratien, auch wenn sich ihre Wahlsysteme und Parteienlandschaften weiter unterschieden. Beide Staaten waren expandierende Marktwirtschaften, obwohl die USA einen enormen Boom erlebten, während Deutschland sich von Kriegsfolgen und Hyperinflation erholen musste. Beide Nationen bemühten sich gleichermaßen um die Stabilisierung der Nachkriegsordnung durch Lösung der schwierigen Reparationsfrage und Unterstützung des Völkerbundes. Aber die USA zogen sich aus ihrer weltpolitischen Verantwortung in einen Isolationismus zurück und in Deutschland riefen der harte Friedensschluss und der kulturelle Modernismus mächtige Feinde auf den Plan.¹⁵ Daher blieb der erste Versuch der Kooperation letztlich nur eine Episode.

13 Vgl. Nolan 2010.

14 Vgl. Weitz 2007.

15 Vgl. Tooze 2014.

4. Ideologischer Hegemonialkrieg

Durch ihre elementare Wucht, die weit über eine normale Rezession hinausging, stürzte die »Große Depression« die liberale Moderne in eine Krise, die radikale Alternativen begünstigte. Auslöser war der Börsenkollaps an der Wall Street, der spekulative Gewinne abrupt beendete und zu einem schnellen Rückzug amerikanischer Kredite aus Europa führte. Aufgrund dieser internationalen Finanzturbulenzen brach die Industrieproduktion in beiden Ländern auf fast die Hälfte zusammen und wuchs die Massenarbeitslosigkeit steil auf über ein Viertel der Arbeitnehmer an. Die orthodoxe Antwort auf sinkende Erträge und Steuerausfälle war die rigorose Sparpolitik von Herbert Hoover und Heinrich Brüning, die den Abschwung weiter verschärfte.¹⁶ Die Ineffektivität solcher Austeritätsmaßnahmen diskreditierte Kapitalismus und Demokratie, und verschaffte den kommunistischen und nationalsozialistischen Bewegungen enormen Zulauf.

In Deutschland war die Wirkung der Weltwirtschaftskrise besonders verheerend, weil der Zusammenbruch der Republik den Nationalsozialismus an die Macht brachte. Wegen eines Disputs über Beiträge zu den Sozialkassen brach die Weimarer Koalition 1930 auseinander. Da trotz Hindenburgs Popularität dem autoritären Folgeregime die populäre Basis fehlte, blieb dem Präsidenten keine Wahl als den Führer der größten Partei im Januar 1933 zum Kanzler zu ernennen. Die nationalsozialistische Bewegung war eine brisante Mischung aus Ressentiments gegen den Liberalismus, Kommunismus, Modernismus usw., die im Judenhass gipfelte. Trotz reaktionärer Agrarrhetorik war der Nationalsozialismus eigentümlich modern, da er nicht nur von Technik fasziniert war, sondern ein Sozialexperiment der Erneuerung der Volksgemeinschaft ansteuerte.¹⁷ Wegen seiner Biopolitik könnte man den NS als »organische Moderne« verstehen.

In den USA rettete der New Deal jedoch die liberale Moderne, indem er ihre soziale Basis durch Umverteilung ihrer Früchte verbreiterte. Neben spektakulären Gewinnern des Booms hatte der American Dream eine Reihe von Verlierern unter den Einwanderern, Schwarzen und Indianern hervorgebracht. Als die Industrieproduktion und im Dust Bowl auch die Landwirtschaft zusammenbrachen, reichten die karitativen Anstrengungen von Hoover nicht mehr aus. Im Jahre 1932 wählten die enttäuschten Amerikaner daher den New Yorker Gouverneur Franklin D. Roosevelt zum Präsidenten, der sofort eine Reihe von

¹⁶ Vgl. James 1986.

¹⁷ Vgl. Fritzsche 1998; siehe auch Jarausch 2015: 261–286.

staatlichen Maßnahmen einleitete, um Arbeitslose zu unterstützen, die Wirtschaft wieder anzukurbeln und das Finanzsystem zu reformieren.¹⁸ Trotz scharfer Widerstände gelang es dieser keynesianischen Gegensteuerung, das liberale Modell zu erneuern, indem sie seine Politik in sozialer Hinsicht demokratisierte.

Dagegen unternahmen die Nazis ein rassistisch-hegemoniales Großexperiment, um ihre konfuse Vision einer organischen Moderne zu verwirklichen. Hitlers Ziele der Aufrichtung der Nation, der Revanche für die Niederlage und der Eroberung von Lebensraum im Osten wurden von erheblichen Teilen der Bevölkerung unterstützt. Auch die diktatorischen Mittel der Errichtung eines Führerstaates und der Säuberung der Volksgemeinschaft waren populär, solange man nicht zu den verfolgten Linken oder Juden gehörte. Die Opfer des Hungertods russischer Kriegsgefangener und des Massenmords an wehrlosen Juden im Holocaust wurden daher generell ignoriert. Aber gegenüber dem brutalen Vernichtungskrieg wuchs die Skepsis als nach den anfänglichen Siegen das Leiden durch Bombenangriffe auf das eigene Land zurückschlug.¹⁹ In ihrer Gewissenlosigkeit, Organisation und Konsequenz war diese Orgie des Tötens daher durchaus modern.

Trotz anfänglicher Überlegenheit, wurde die nationalsozialistische Diktatur von ihren demokratischen und kommunistischen Gegnern noch gründlicher als im Ersten Weltkrieg geschlagen. Die neuen Waffen, Methoden des Blitzkriegs und individuelle strategische Entscheidungen brachten der Wehrmacht überraschende Siege auf dem Kontinent in Polen, Norwegen, Frankreich und auf dem Balkan. Aber schon der Luftkrieg gegen England verfehlte sein Ziel und in der Weite und Kälte Russlands war die Kriegsführung der sukzessiven Überwältigung der Gegner wegen der Leidensfähigkeit sowjetischer Soldaten nicht mehr erfolgreich. Mit der unverständlichen Kriegserklärung gegen die USA und fehlenden Koordinierung mit Japan wurde die Niederlage unvermeidlich. Neben der Bevölkerungszahl, Industrieproduktion und Strategie, erwies sich die Attraktion demokratischer und kommunistischer Moderne als entscheidend.²⁰

5. Konfrontation der Systeme

Nach der Eliminierung der NS-Alternative signalisierte der Kalte Krieg einen neuen Konflikt der Moderne-Vorstellungen zwischen kommunistischem

18 Vgl. Leuchtenburg 1963.

19 Vgl. Kershaw 2008, Browning 2004.

20 Vgl. Weinberg 2005.

Egalitarismus und kapitalistischem Liberalismus. Der Osten rekurrierte auf die Tradition des Marxismus-Leninismus, der die Gesellschaft in Richtung Gleichheit revolutionieren und das wirtschaftlich zurückgebliebene Russland industrialisieren wollte. Der Westen berief sich auf die Freiheitswerte im Sinne von Wilson und Roosevelt, die wirtschaftlichen Wettbewerb und bürgerliche Selbstverwaltung stark machten. In der darauffolgenden Blockbildung bauten die Amerikaner trotz mancher Skandale mehr auf Freiwilligkeit, während die Sowjets eher auf Zwang setzten. In dieser ideologischen Auseinandersetzung waren die geteilten Deutschen weniger eigenständige Akteure als umstrittener Zankapfel der beiden Lager und begehrte Hilfstruppen der jeweiligen Vormächte.²¹

Trotz der gemeinsamen Ziele wie Entmilitarisierung, Entnazifizierung und Entkartellierung folgte der Wiederaufbau Deutschlands den unterschiedlichen Interpretationen der jeweiligen Siegermächte. In der Bundesrepublik fand im Zuge der außenpolitischen Westbindung eine »konservative Modernisierung« statt, in der sich traditionelle Elemente mit fortschrittlichen Initiativen vermischten. Dabei versuchten die Eliten so viel wie möglich von älteren Traditionen zu retten, waren aber auch offen für neue Technologien, Populärkultur und Konsum. Das Grundgesetz war daher eine Mischung von amerikanischen Vorgaben und deutschen Erfahrungen mit föderaler Demokratie und die »soziale Marktwirtschaft« war ein ähnlicher Kompromiss zwischen Wettbewerb und Solidarität. Trotz mancher restaurativer Anklänge wollte die Bonner Republik im politischen Stil, Populärkultur und Konsum durchaus modern sein.²²

Die sowjetisch besetzte Zone Mitteldeutschlands versuchte dagegen eine kommunistische Modernisierung nach stalinistischem Muster. Wegen des Verlusts der Ostgebiete und der repressiven Praxis der russischen Besatzungsmacht hatte der Aufbau des Sozialismus in der DDR mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Politisch konnte sich der »Arbeiter- und Bauernstaat« nur auf eine Minderheit von Kommunisten und Sozialisten in der SED stützen. Wirtschaftlich wollte er trotz Demontagen und existierender Konsumgüterproduktion eine fehlende Schwerindustrie aufbauen. Sozial nahm die revolutionäre Entbürgerlichung zur Herstellung einer »arbeiterlichen Gesellschaft« bereits bestehende gesellschaftliche Differenzierungen wieder zurück. Das ironische Resultat dieser Umstrukturierungen war trotz

21 Vgl. Gaddis 2006.

22 Vgl. Schild/Sywottek 1993.

mancher NS-Relikte eine schrittweise Liberalisierung des Westens und trotz anti-faschistischer Rhetorik eine neue Diktatur im Osten.²³

Die Schlagworte der Amerikanisierung und Sowjetisierung hatten daher einen ganz verschiedenen Beigeschmack. Aufgrund der Gleichsetzung von Amerika mit Moderne wurden viele Veränderungen wie die Ausbreitung von Populärkultur in Film, Musik und Konsum als Amerikanisierung titulierte, obwohl sie nur in amerikanischer Form auftraten. Dahinter stand ein breiterer Prozess der Westernisierung, der auch Einflüsse von Frankreich und England aufnahm und eine Orientierung an demokratischen Werten bezeichnete. Dagegen war Sowjetisierung eher ein Kampfbegriff des Kalten Krieges, der die gewaltsame Umstrukturierung der DDR meinte. Aufgrund der schlimmen Erfahrungen beim Einmarsch der Roten Armee vollzog er sich weniger freiwillig als unter massivem Druck der SED.²⁴ Trotz mancher Ressentiments gegen Washington war daher der Antiamerikanismus weniger verbreitet als ein dezidiertes Antikommunismus.

Die ideologischen Waffen der konkurrierenden Modernisierungskonzepte waren die Theorien des Totalitarismus und des Antifaschismus. Deutsche Intellektuelle in Amerika wie Hannah Arendt entwickelten den Begriff des Totalitarismus aus der Erfahrung mit nationalsozialistischen und kommunistischen Diktaturen, um deren gemeinsame Repressionsstrukturen zu verdeutlichen. Die Totalitarismustheorie wurde zur westlichen Leitideologie des Kalten Krieges, weil sie den Übergang von dem einen zum anderen Gegner theoretisch rechtfertigte. Dagegen stammte das Konzept des Antifaschismus aus dem Kampf der Volksfront gegen Hitler und Mussolini und aus der Erfahrung des kommunistischen Widerstands. Seine Stärke war die Gleichsetzung von nationalsozialistischem und demokratischem Kapitalismus. Obwohl beide Ideologien auf einem Auge blind waren, setzte sich der Antitotalitarismus als Verteidigung demokratischer Moderne durch.²⁵

6. Wettbewerb des Fortschritts

Im Wettbewerb zwischen den Modernisierungszielen von »Freiheit« oder »Sozialismus« büßte das amerikanische Vorbild von den 1960er-Jahren an zunehmend an Glaubwürdigkeit ein. Zwar bescherte der American Way of Life durch Maßnahmen wie die GI-Bill der Bevölkerung einen wachsenden

23 Vgl. Kleßman 2007.

24 Vgl. Jarausch/Siegrist 1997; siehe auch Doering-Manteuffel 1999.

25 Vgl. Müller 2011.